



Berner Kulturkonferenz

Begriffe: Kultur, Kunst, Identität

Grundlagen für ein neues Kulturkonzept (Teil 3)

Eine freie Initiative der Berner Kulturkonferenz
www.kulturkonferenz.ch

Vorwort

Pius Knüsel brachte mit seinem Vortrag an der 3. Berner Kulturkonferenz (BKK) vom letzten November eine neue Diskussion ins Rollen: «Wir reden von Kultur und meinen eigentlich Kunst.» Dies hat einige Gespräche und Gedanken ausgelöst. Wir vom Team der BKK stellten fest, dass viele Begriffe um die Kultur nur vage definiert sind.

Mit dieser Sonderbeilage im ensuite möchten wir einen weiteren kleinen Beitrag zur Kulturdiskussion beisteuern. Es sind nur Beiträge mit Gedankenanstössen, Ideen, Anregungen. Da im Januar 2016 das erste «Kulturforum» der Abteilung Kulturelles stattfindet, und dort die ersten Ergebnisse der neuen Kulturstrategie thematisiert werden, passt diese Publikation zeitlich perfekt.

Die Berner Kulturkonferenz – und das könnte falsch verstanden werden – vertritt keine fixe Meinung gegen aussen. Wir versuchen, mit Beiträgen und Aktionen die Öffentlichkeit dazu einzuladen, über kulturelle und künstlerische Themen gemeinsam zu debattieren. Das kann und sollte durchaus auch mal kontrovers sein. Wir sind keine Lobbyorganisation für Institutionen und KünstlerInnen, und schon gar keine Konkurrenz zu öffentlichen Kulturämtern. Der Erfolg der bisherigen Kulturkonferenzen hat uns aber darin bestätigt, dass diese Dialoge unbedingt gross, öffentlich und mit einer hohen Frequenz geführt werden müssen.

Wir danken Raimund Stecker, Hans Rudolf Reust und Heinrich Gartentor für ihre Mitarbeit an dieser Beilage. Wir drucken hier auch den Vortrag von Raimund Stecker aus der 3. BKK ab, wie sich das viele nochmals gewünscht hatten.

Und selbstverständlich sind wir sehr interessiert an Eurem Feedback, an Diskussionen: info@kulturkonferenz.ch.

Carola Ertle & Lukas Vogelsang

Impressum

Herausgeberin: Berner Kulturkonferenz, Bern
Produktion: interwerk gmbh, Fotos: Lukas Vogelsang

In der Serie «Grundlagen für ein Kulturkonzept» veröffentlicht die Berner Kulturkonferenz (BKK) im ensuite - Zeitschrift zu Kultur & Kunst in unregelmässigen Abständen und unabhängig «Arbeitsmaterial» für den öffentlichen Dialog über Kultur & Kunst. Bern gilt dabei als Beispielstadt – die Diskussion ist nicht geografisch geortet. Die Meinungen gelten als Meinungen der AutorenInnen, nicht jene der BKK oder anderen.

Bereits erschienen:

- Teil 1 Das Grobkonzept (September 2014)
- Teil 2 Die Berner Kulturkarte (November 2015)
- Teil 3 **Begriffe: Kultur, Kunst, Identität**

Sämtliches Material steht auf www.kulturkonferenz.ch zu freiem Eigengebrauch und zur Diskussion zur Verfügung.

Am Anfang war das Wort

Von Lukas Vogelsang

Es ist nicht egal, ob wir «grün» sagen und «rot» meinen. Genauso ist es nicht egal, ob wir von «Kultur» sprechen oder von «Kunst». Das ist ein grosses und grundlegendes Problem in der Kulturförderung. Und damit wären wir auch schon mitten im Schlamassel: Was ist Kulturförderung? – Oder meinen wir «Kunstförderung»?

Bis Anfang der 70er Jahre wurde «Kultur» mehrheitlich als «Privatsache» deklariert. 1939 war zwar die Kulturstiftung ProHelvetia gegründet worden, aber auch das war ein kleines Instrument. Lokal und kantonal konnte gesponsert werden, was politisch beliebte – aber es gab keine öffentliche Diskussion darüber. Museen und Archive, Bibliotheken, grössere Theater – solche Institutionen wurden natürlich auch in dieser Zeit aufgebaut oder erhalten. Da spielte politisches Prestige mit, man wollte als Ort, als Stadt, attraktiv sein. Der Ansatz, «Kultur» als aktives Streben nach gesellschaftlichen Lösungsansätzen politisch verankert zu verstehen, kam aber eigentlich erst ab 1975 auf. In diesem Jahr geschah vieles: Einerseits wurde das Bundesamt für Kultur ins Leben gerufen, und andererseits publizierte die eidgenössische Expertenkommission für Fragen einer schweizerischen Kulturpolitik den Bericht «Beiträge für eine Kulturpolitik in der Schweiz». Diesen fast 500-seitigen, sogenannten Clottu-Bericht (der Kommissionspräsident hiess Gaston Clottu, 1912-1995, war Neuenburger und Nationalrat für die LPS: Liberale Partei der Schweiz) versteht man als erstes öffentliches Dokument, welches die Gedanken um die Rolle der öffentlichen Hand im Bereich Kultur festhielt. Das war vor 40 Jahren. Und wenn man bedenkt, dass erst 1999 die Grundlagen des Bundes für die Belange der Kultur auf Verfassungsebene festgelegt wurden, erhält man eine Idee vom Verhältnis zum Zustand der Kulturdiskussion in diesem Land. In den letzten 15 Jahren wurden an verschiedenen Orten Kulturkonzepte erschaffen, die ohne grosses Aufsehen in den politischen Reihen durchgewunken wurden.

In Bern wurde 1992 durch einen parlamentarischen Vorstoss ein erstes Kulturkonzept gefordert, und die Forderung erhielt 1993 durch eine Petition von neun grossen kulturellen Institutionen Nachdruck. Diese Petition unterschrieben damals 63'562 Personen aus der Stadt und der Agglomeration. Heute kann bei Kultur-Abstimmungen weiterhin mit einer positiven Mehrheit gerechnet werden – vor allem, wenn es um Geld geht. Aber der Dialog über Kultur, die Begriffsdefinition langweilt viele – selbst die Kunstschaffenden. So schreibt Wolfgang Böhler, Philosoph, Dozent für Musikphilosophie und -psychologie und Publizist: «Kulturpolitik darf nur Finanzpolitik sein». Das sei ein alter Hut, Schnee von gestern, die Definitionen seien klar, etc. – so die allgemeine Reaktion. Man hat Angst, undefinierte Freiheiten zu verlieren, eingeschränkt zu werden, Möglichkeiten einzugrenzen. Allerdings: Hat denn seit

«Kultur» und «Künste» – ein schöner Kontrast

Von Hans Rudolf Reust

1999 wirklich noch jemals eine breitere und tiefere öffentliche Auseinandersetzung stattgefunden? In den Zeiträumen passt die Landesausstellung EXPO.02, deren «Klotzen und Kleckern»-Philosophie künstlerisch und auch finanziell viele Fragen aufwarf, und deren Spuren mit aller Kraft beseitigt wurden. Seither ist es ruhig geworden.

Kultur ist der Leim der Gesellschaft. Sie gibt den Menschen eine Identität, welche über den Wohnort, das eigene Nest, die Besitzwahrung und die tägliche Jagd nach Essen hinausgeht. Kultur schafft eine Identität, die zwar auch Ausgrenzt, aber dadurch auch definiert, was wir nicht sind oder sein wollen. Kultur ist ein «Oberbegriff», ein Gegenstück zu «Natur» – aber eben nicht weniger vielfältig als sie. Und ist es nicht bezeichnend, dass sich der Mensch in Bezug auf «Kultur», also nach der Definition der UNESCO-Weltkonferenz über Kulturpolitik 1982 (!), verdächtig unauffällig erforscht? Das wirkt auf unsere Selbstwahrnehmung und Selbsteinschätzung. Der Mensch definiert sich kämpferisch als Spitze der Evolution und ignoriert tapfer die Millionen Flüchtlinge, Kriege, Hungersnöte, politische Missstände und so weiter. Auch das hat mit Kultur zu tun – in der grossen, wie in der kleinen Perspektive.

Die «Kunst» ist in der Begrifflichkeit ein «Unterbegriff» im Definitionsstammbaum der «Kultur», und beschreibt und fokussiert sich auf einen Einzelzustand, ein Einzelwerk. Dieses kann zum Symbol einer «Kultur» werden – bleibt aber nur Symbol mit einem grossen individuellen Interpretationsspielraum. «Die» Kunst, als Zustandsbeschreibung, ist nicht eindeutig definierbar, da wir dabei in einen Wahrnehmungsbereich vorstossen, der von Mensch zu Mensch nicht mehr identisch ist. (Beispiel: Die Vorstellung von «Grün» produziert viele verschiedene «Grün» in jedem Kopf.)

«Kulturförderung» hätte demnach die Aufgabe, die Gesellschaft aktiv zu «verleimen», Identitäten zu schaffen, oder mindestens die Möglichkeiten anbieten, dass sich Menschen als dazugehörendes Teil einer Gesellschaft identifizieren können und sich «erforschen». Die «Kunstförderung» wiederum ist eine Einzelförderung. Natürlich können wir sehr wohl Einzelleistungen fördern, die als Symbol andere Menschen bewegen können. Allerdings nur, wenn dazu auch ein Kontext zu einer Gesellschaft, zur Kultur, geschaffen wird. Und genau hier ist nicht alles Gold was glänzt. Beim «Kunstbegriff» und seiner Funktion in der Gesellschaft gibt es noch viel Arbeit.

Kulturdefinition nach UNESCO

«Die Kultur kann in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schliesst nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertssysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen.»

Die Schweiz kennt ein «Bundesamt für Kultur», das die «Kulturpolitik» des Landes verantwortet. Die wichtigsten Akteure der Kulturpolitik sind in der Schweiz allerdings die Kantone und die grösseren Städte im Zusammenspiel mit privaten Initiativen. Ein Amt für Künste findet sich auf keiner politischen Ebene – und dies ist auch gut so. Warum, versucht die folgende Begriffsklärung zu zeigen.

«Kultur» im weitesten Sinn bezeichnet alles, was durch Menschen geschaffen oder überformt wurde, anders als die ohne menschliche Einwirkung verstandene «Natur». Dieser umfassende, äusserst komplexe Begriff ist für die kulturpolitischen Debatten wenig dienlich. Gemeinhin verstehen wir hier unter «Kultur» das offene Feld der geistigen und emotionalen Orientierung von Menschen, das sich in stärker oder offener formalisierten, mehr oder weniger bewussten Formen und Handlungen verdichtet. Kultur unterscheidet sich in dieser Hinsicht von anderen Feldern wie der Wirtschaft, aber auch von Bildung im engeren Sinn, oder von Sport.

«Kunst», als Sammelbegriff aller «Künste», ist ein bedeutender Teil der Kultur. Dieser Begriff fokussiert die spezifischen künstlerischen Praktiken, die ursprünglich nach Sparten und deren Traditionen unterschieden werden, die zunehmend aber auch in hybriden Formen jenseits einer disziplinären Zuordnung stattfinden.

Das Verständnis von «Kultur» ist selbst ein kulturelles Phänomen und stark der historischen Veränderung unterworfen. Gerade in einer globalisierten und homogenisierten Welt drängen sich auch regionsspezifische, schichten- oder genderspezifische Differenzierungen wieder auf. Kultur umfasst schliesslich nicht nur die Hervorbringung kultureller Werte, sondern auch deren Vermittlung in breiteren Kreisen.

Das Verhältnis von Kultur und Künsten ist vielfältig und von Wechselwirkungen bestimmt. Besonders deutlich zeigt sich der Einfluss der Kultur auf die Künste in den Traditionen, die sich in vielen Formen der Archivierung verdichten: in Museen, in Mediatheken, in den Repertoires von Konzerthäusern und Theatern. Die Etablierung von Sprachen oder, allgemeiner, von Codesystemen bietet einen wichtigen Aktionsrahmen auch für die Künste, und sei es, um die eingeführten Codes zu brechen oder zu erweitern. Lange war die Diskussion um den kulturellen Kontext von technologischen Entwicklungen dominiert. Mit der Einführung universeller und überall verfügbarer digitaler Plattformen, auf denen Texte, Töne und Bilder, bald auch dreidimensionale Objekte von einer Oberfläche zur nächsten migrieren können, konzentriert sich die Diskussion in den Künsten wieder stärker auf die Inhalte.

Ausschliessliche Abgrenzungen sind in diesem Spiel der Wechselwirkungen immer untauglicher geworden. So hat die Durchlässigkeit zwischen «High» und «Low»,

zwischen der hohen Kultur in den Künsten und den sogenannten Niederungen der Alltagspraxis, schon im vergangenen Jahrhundert viele Energien freigesetzt. Gute Frisören und Frisöre verfügen über ein grosses Wissen und hellwache Intuition im Umgang mit Trends in aller Welt und der spezifischen Befindlichkeit von Menschen genau hier. Während Lifestyle und Werbung die Künste beeinflussen, nehmen sie sehr rasch auch Impulse der Künstlerinnen und Künstler auf.

Ein Gespenst der Aufweichung jeglicher Grenzen bildet die umfassende Kommerzialisierung, die von Adorno und Horkheimer schon 1944 als «Kulturindustrie» und «Massenbetrug» denunziert wurde, die heute allerdings in der Rede von der «Kreativwirtschaft» allgemein akzeptiert scheint. Im Zusammenhang mit der globalen Migration von Menschen werden vor allem die soziokulturellen Schwierigkeiten bei der Integration unterschiedlicher Sprachen, Verhaltensweisen und Werthaltungen diskutiert. Für die Dynamik in den Künsten, insbesondere in der vielsprachigen Grossstadt Schweiz, waren die kulturellen Differenzen immer schon ein riesiges Potential. Vielfalt und Durchmischung erhöhen nicht nur die Schwierigkeiten, sondern auch die Möglichkeiten der persönlichen kulturellen Orientierung. Künstlerinnen und Künstler haben sich stets beispielhaft der Navigation im Unwegsamen gestellt.

Kultur und Künste stehen in einer spannungsvollen gegenseitigen Abhängigkeit und können nur im Bewusstsein ihrer jeweiligen Bedingtheit sinnvoll gefördert werden.

In Bern gibt es seit 2003 eine «Hochschule der Künste» (HKB), die als erste Bildungsstätte in der Schweiz die traditionell getrennten Bereiche von Klang, Text, Performativem, Bild und Objekt unter einem Dach versammelt. Im Master of Contemporary Arts Practice (CAP) treffen Studierende der Literatur, der Music and Media Art, der Fine Arts und der Performance Art zusammen, um metamediale Fragestellungen gemeinsam zu diskutieren, aber auch, um die persönliche Entscheidung zu einer bestimmten disziplinären Praxis im Kontrast mit anderen Szenen zu schärfen. Mit der Vervielfachung der Perspektiven auf die Kunst potenziert sich auch das Verständnis für den jeweiligen kulturellen Kontext.

Wie Ulrich Loock neulich meinte, ist «Kultur» ein integrativer Begriff, während die Künste jenes aufbrechende Potential meinen, mit dem die Kultur vorangetrieben wird. Insofern brauchen die Künste ein kulturelles Umfeld und eine politische Unterstützung der Kultur, ohne in ihr aufzugehen. Von den Künsten ist weiterhin einiges zu erwarten bei der Entwicklung von «Kultur».

Hans Rudolf Reust, Kunstkritiker, Studienbereichsleitung Fine Arts, Hochschule der Künste Bern



Bild: Carola Ertle, Heinrich Gartentor, Alexandre Schmidt

Was ist Kunst? Was ist Kultur?

Von Heinrich Gartentor

Wer einmal den Steuerbehörden oder Politikern erklären musste, was Kunst und Kultur ist, merkt ziemlich schnell, dass er eine ganz nüchterne Erklärung braucht, welche gesetzlich fundiert ist. Extrem trockene Materie ist das, und furchtbar unsexy. Auswändig lernen muss man es nicht, aber wissen, wo man es nachschlagen kann. Ich habe die ganzen FAQ zur Kunst/Kultur mal formuliert als ich noch Zentralpräsident von visarte¹ war, weil ich dachte, dass es ganz praktisch wäre, eine Übersicht zu haben.

Was ist Kultur?

Kultur ist das, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Präzis formuliert ist es im Schlussbericht einer von der UNESCO vom 26. Juli bis 6. August 1982 in Mexiko-Stadt veranstalteten internationalen Konferenz. Dort steht exakt: «Die Kultur kann in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schliesst nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen.» Auf der UNESCO-Formulierung basiert auch das eidgenössischen Kulturförderungsgesetzes, welches seit dem 11.12.2009 in Kraft ist.

Was ist Kunst?

Kunst ist, was der Künstler macht (was aber nichts über die Qualität aussagt; es gibt wichtige und unwichtige Kunst, und Fachleute sollen entscheiden, was wichtig ist und was nicht).

Wer ist ein Künstler? Künstler / Künstlerin ist keine geschützte Berufsbezeichnung. Gemeinhin ist aber als professionelle/r Künstler / Künstlerin anerkannt, wer mit künstlerischen Tätigkeit mindestens die Hälfte ihres Lebensunterhaltes finanziert oder mindestens die Hälfte der Arbeitszeit für die künstlerische Tätigkeit einsetzt. Das steht in Artikel 6, Abs. 2 der eidgenössischen Kulturförderungsverordnung, KfV vom 23.11.2011)

So, voilà, fertig. Man findet alles unter visarte.ch/de/faq

¹ visarte ist der 1865 gegründete Berufsverband visuelle Kunst, den Heinrich Gartentor von 2007-2014 präsiidierte.

IDENTITÄT, LEITKULTUR UND SELBST-TÄUSCHUNG

Warum erstreben wir Identität, warum begnügen wir uns nicht mit Leitideen zu unserer Kultur?

Von Raimund Stecker (Vortrag vom 12. November anlässlich der 3. Berner Kulturkonferenz)

Martin Heidegger begann 1957 seine Rede zum 500. Gründungsgedenktag der Freiburger Universität mit dem Diktum: «Der Satz der Identität lautet nach einer geläufigen Formel: $A = A$.» Und Heidegger spricht das Gleichheitszeichen auch aus: «gleich».

Der in seinen zeitbedingt realpolitischen Sichten fraglos verurteilungswürdige, da fatal irrende, weil in seiner Gegenwart schlechterdings nicht nachhaltig hausende, sondern in die Gedankenwelt seiner Vordenker geflüchtete, gleichwohl aber fundamental überzeitlich und auf den historischen Füßen unserer Kultur denkende DENKER aus Todtnauberg, der ja auch noch studierter Mathematiker war (allerdings hat er im Gegensatz zu Albert Einstein und Mileva Maric nie in Bern gewohnt) fährt fort: «Der Satz gilt als das oberste Denkgesetz.»

Meine Damen und meine Herren, wir haben uns also hier und heute in Bern versammelt, um über Identität als etwas «uns», beziehungsweise «Sie» Gründendes zu diskutieren – also über unsere Wurzeln, den Ort unseres, beziehungsweise Ihres Wurzeln zu sprechen, und darüber, wohin die Triebe treiben, die aus den hier gründenden Wurzeln Nahrung erhalten.

Doch erst einmal wieder zurück zu Martin Heidegger, der im Folgenden seiner Freiburger Rede dann erklärend nachfragt: «Was sagt die Formel $A = A$, (...) ? Die Formel nennt die Gleichheit von A und A. Zu einer Gleichung gehören wenigstens zwei. Ein A gleicht einem anderen.»

Und nach diesem antwortenden Fragen dann beginnt Heidegger mit der ihm unnachahmlich eigenen Art weiter zu fragen und weiter zu hinterfragen, um das Erfragte und Behauptete weiter zu befragen: «Will der Satz der Identität solches (...) aussagen» – eben, dass A einem anderen gleicht? Heidegger gibt sich selbst die Antwort: «Offenkundig nicht.»

Der Satz der Identität, A gleich A , will also offenkundig nicht aussagen, dass ein A einem A gleicht. Denn: «Das Identische, lateinisch idem, heißt griechisch (...) das Selbe. Wenn einer immerfort dasselbe sagt, z.B.: die Pflanze ist Pflanze, spricht er in einer Tautologie. Damit etwas das Selbe sein kann, genügt jeweils eines. Es bedarf nicht ihrer zwei wie in der Gleichheit. Die Formel $A = A$ spricht von Gleichheit. Sie nennt A nicht als dasselbe. Die geläufige Formel für den Satz der Identität verdeckt somit gerade das, was der Satz sagen möchte: A ist A, d.h. jedes A ist selber dasselbe.»

Wir halten fest, es gibt eine fundamentale Differenz zwischen den Gleichen (plural) und dem Selben (eigentlich nur singular existierend).

Die «formale Logik» sieht die Gleichheitsbehauptung in der Gleichheitsformel von Identität ebenfalls nicht unproblematisch. Denn beispielsweise auf das Individuum bezogen wird gefragt, «wie man überhaupt ALLE Eigenschaften eines Individuums überprüfen kann»? Und schlussfolgert daraus: «Identität lässt sich erklären (nicht streng definieren!) als ein Fall, in dem ein einziges Individuum unter zwei

verschiedenen Namen auftritt. Leichter als Identität lässt sich Nicht-Identität (...) bereits durch eine einzige unterschiedliche Eigenschaft feststellen.» (Albert Menne, Einführung in die formale Logik)

Meine Damen und meine Herren – warum diese Einführung?

In «Die Welt» vom 10. November dieses Jahres war zu lesen, dass Naturwissenschaftler es unternehmen, das Ur-Kilogramm auf seine ihm eigenen – ich sage nun einmal: mit sich selbst identischen – Füße zu stellen. Denn das Kilogramm ist eine Setzung, zu der es ausser dem Gesetzten kein Äquivalent gibt. Der Bezeichnung folgend also muss nun – so verstehe ich das Anliegen der Naturwissenschaftler – das Bezeichnete seiner Bezeichnung entsprechend «geeicht» werden. Denn das in Paris liegende Ur-Kilogramm ist nun einmal eine Setzung, die das einzige Mass für das allgemein gültige Mass ist. Dieses Mass aber «verliert», so DIE WELT, «aus bisher unerfindlichen Gründen Masse – 50 millionstel Gramm in hundert Jahren».

Das Mass für ein Kilogramm in Paris ist folglich schon heute nicht mehr identisch mit dem Mass, das uns das Mass für ein Kilogramm sein soll. Darum wird das Ur-Kilogramm in Paris zukünftig nicht mehr das Mass für die Gewichtseinheit Kilogramm sein können. An seiner statt soll eine Kugel aus Siliziumatomen treten, die schlechterdings exakter und zuverlässiger EIN Kilogramm «universell festlegt» – das Bezeichnete also allgemeingültiger denn bisher möglich seiner Bezeichnung entsprechend eicht!

Nun, wenn Identität so komplexe Fragestellungen für vermeintlich so einfache, allgemeinwichtige und schlussendlich alltägliche Verhalte aufwirft, dann ist es sinnvoll, sich die Grundlagen zu schaffen für das, über das wir uns hier am heutigen Nachmittag, anlässlich Ihrer Kulturkonferenz unter dem Horizont «Bern kulturell – auf Identitätssuche», verständigen möchten. Denn haben wir für uns nicht geklärt, was Identität eigentlich ist, können wir nicht darüber diskutieren, wie und wo und warum wir eine Berner Identität suchen oder auffinden wollen, oder sogar definieren können.

Beginnen wir mit einer Analogie zu der von Heidegger in die Diskussion geworfene Formel: Bern = Bern! Letzteres bedeutete, dass es zu Ihrem Bern noch ein anderes, ein gleiches Bern gibt. Fraglos aber ist dem nicht so.

Darum schlage ich Folgendes, für die zumindest heutigen Diskussionen erst einmal festhalten zu Dürfendes vor:

- Identität wird gemeinhin als das verglichen Gleiche definiert.
- Identität meint zwar für gewöhnlich, mit sich selbst gleich zu sein, doch dies ist mehr oder minder Utopie, denn es bedeutete, eben das Selbe mit sich zu sein.
- Identität benötigt eigentlich mindestens zwei miteinander zu vergleichende Elemente.
- Identität lässt sich nicht definieren, wohl aber erklären – und darum wird es Ihnen ja in Bern wohl primär gehen.

- Und: Nicht-Identität ist sehr viel simpler festzustellen denn Identität, weil zur Feststellung der Nichtidentität die Nichtgleichheit einer einzigen zu vergleichenden Eigenschaft gereicht, während die Feststellung von Identität ALLE Eigenschaften zu berücksichtigen hätte, was einem sisyphotischen Unternehmen gleichkäme, weil voraussichtlich immer ein Plus zu den eh schon in unendlicher Anzahl vorhandenen Eigenheiten hinzukäme.

Lassen Sie mich bitte einmal versuchen, Ihnen «vorzumaginieren», was die Frage nach der Identität kunstimmanent bedeuten kann – und Sie können dies dann strukturell für Ihre Bundeshauptstadt, in der auch Bakunin begraben liegt und dennoch Nationalstaatlichkeit ihre Höhe zeitigt, extrapolieren:

SIE kennen alle Jasper Johns Bild der us-amerikanischen Flagge. SIE kennen alle eine us-amerikanische Flagge. WIR glauben alle zu wissen, was eine Flagge ist. WIR werden uns erst einmal problemlos darauf verständigen können, dass eine Flagge an einem Flaggenmast hängt und sich im Winde wiegt, sich vom Winde wiegen lässt. WIR werden uns ebenso darauf verständigen können, dass das Motiv einer Flagge eine Nation bezeichnet. Doch, WIR werden auch bereitwillig miteinander akzeptieren, dass der Aufnäher der us-amerikanischen Flagge auf den Uniformen von Polizei und Armee eine us-amerikanische Flagge ist – obwohl diese nicht wehen kann. WIR werden weiter uns darauf verständigen, dass der Aufkleber auf der «Air Force One» selbstverständlich ebenfalls eine us-amerikanische Flagge ist. SIE werden mir hoffentlich nun auch zustimmen, dass das Wesentliche der us-amerikanischen Flagge offensichtlich weniger ihre Fähigkeit, im Winde sich wiegen zu können, denn ihre Bildhaftigkeit ist. Mithin werden SIE mir nunmehr auch zustimmen, dass Jasper Johns eine us-amerikanische Flagge gemalt hat, obwohl sie nicht zu wehen vermag. Aber, hat er eine us-amerikanische Flagge abgemalt – oder hat er eine gemalt? John Cage formulierte zurecht: «... we see that is not a painting OF a flag». Ist Jasper Johns Bild der us-amerikanischen Flagge mithin eine Flagge oder das Bild einer Flagge und somit ein Bild? Und noch weiter gefragt: ist – wenn sich die Flagge so wesentlich als Bild zeigt – IST eine Flagge eigentlich nicht vor allem ein Bild?

In Abwandlung der Frage des Kunstkritikers Steinberg fragte der Kunsthistoriker Max Imdahl auf einer Tagung der Gruppe «Poetik und Hermeneutik» zum Thema IDENTITÄT angesichts des Flag Paintings von Jasper Johns aus dem Jahre 1954 mithin völlig zurecht: «Is it a flag or is it a painting?»

Mit Blick auf Heideggers Ausgangssatz von der Identität erlaube ich mir nun zu sagen: Flag Painting von Jasper Johns GLEICH einer US-Flagge. Ja, aber auch und sogar: Das Flag Painting von Jasper Johns IST eine US-Flagge.

Letzteres allerdings setzt profund und streng voraus, dass wir priorisieren. Wir müssen folglich akzeptieren, von offensichtlichen Sekundär-Wesenhaftigkeiten wie beispielsweise der Eigenschaft einer Flagge, vom Winde sich wiegen zu lassen, zu abstrahieren und können dann definitorisch eingegrenzt die Bildhaftigkeit einer Flagge als das ihr Primärwesenseigene verstehen.

Was bedeutet diese kleinliche Form der Näherung an den Begriff der Identität unter dem Horizont der heutigen Fragestellung – und aber auch unter dem Horizont der Fragestellungen, die sich uns in Deutschland, in der EU, ja in Europa inklusive der Schweiz angesichts der wie ein Wunder zu uns



Flüchtenden stellt? Denn wer hätte es gewagt, sich vor 70, 60, 50 und auch noch nur 20 Jahren vorzustellen, dass 70 Jahre nach der «Befreiung von Auschwitz», 70 Jahre nach dem Ende des kollektiven staatlichen Massenmordens durch Deutsche in KZs und auf den Strassen, Menschen aus weiten Teilen der Welt und Mitglieder anderer Rassen und Religionen zu uns flüchten: Wer hat sich nach Auschwitz vorstellen können oder auch nur zu denken vermocht, dass jemals wieder Flüchtende in Deutschland Humanität suchen?

Meine Damen und meine Herren, die Tatsache, dass wir bereit sind, in dem Bild von Jasper Johns eine Flagge zu erkennen, obwohl sie nicht wehen kann, obwohl sie nicht am Flaggenmast gehisst wurde, obwohl sie vermutlich nur von einer Seite die US-Flagge zeigt, bedeutet, dass wir uns für gewöhnlich mit einer oberflächigen Identität zufrieden geben, dass das sogar unter Absehung profunder Nichtidentitäten geschieht, dass mithin schon kleinste Eigenheiten miteinander verglichen reichen, um Gleichheiten oder Nichtgleichheiten benennen zu können.

Wir sind also schnell bereit, vom A IST A zu abstrahieren, ja, wir sind sogar bereit, ein Bild als identisch mit einer Flagge und eine Flagge als identisch mit einem Bild zu akzeptieren, obwohl noch nicht einmal ein A GLEICH A festzustellen ist. Uns reicht ein A GLEICH A unter Absehung von x möglichen anderen Wesenseigenheiten!

Und das ist für den Alltag gut so, aber auch gefährlich!

Bern ist die Stadt, in der Bakunin begraben liegt, in der Harald Szeemann «When Attitudes Become Form» ausstellte, in der Gregor Schneider wie auch Christo ihre ersten grossen Einzelpräsentationen hatten, aus der heraus Kunstmarktprotagonisten in Ruhe sehr einflussreich wirken können, in der Paul Klee ein Museum bekommen hat, wo man Videoarbeiten im öffentlichen Raum findet, wo der Redefreiheit ein Denkmal gesetzt und Meret Oppenheim ein Brunnen mit Garagenlüftung gewidmet ist.

Und Bern ist die Stadt, in die demnächst die Sammlung des Sammlereremiten Cornelius Gurlitt vor dem deutschen «KulturGutFluchtGesetz» und weiteren Staatsvergehen wie dem der kalten Beschlagnahme von Privateigentum «in Sicherheit» gebracht und der Öffentlichkeit hoffentlich auch als Zeichen der Freiheit und der Kunstliebe zugänglich gemacht wird.

Für eine grundlegende Definition der Identität von Bern allerdings reicht diese Näherung nicht! Lediglich stellt diese Aufzählung Ihnen mein mögliches Leitbild ihrer Stadt vor.

Doch ist dies ein Nachteil? Wollen Sie eigentlich wirklich ihre komplexe IDENTITÄT auf einen Nenner gebracht suchen oder reicht es Ihnen, identitätsstiftende Momente

benennen zu können, die sie kommunizieren können? Ich hoffe letzteres. Denn gesamtheitliche IDENTITÄT ist eigentlich eben nicht, ja: nie zu erreichen – dieses A IST A, dieses IHRE VORSTELLUNG VON BERN ist BERN! Ja, ist überhaupt auch nur ein A GLEICH A zu erreichen – ein IHRE VORSTELLUNG VON BERN gleich dem real existierenden BERN?

Festzuhalten ist:

IDENTITÄT wird offensichtlich angestrebt.
Identität ist positiv belegt.
Identisch mit... zu sein wird als Zielvorgabe formuliert.

Aber, bereits Letzteres birgt auch die Gefahr, die wir in Europa gerade vorgestellt bekommen – und der wir zwar nicht wollend, dies aber unweigerlich dennoch unternehmend, auch hier Nahrung geben. Denn wir geben denen, die die kleinste Differenz zwischen sich und uns zu anderen festzumachen bereit sind, Begründungen, weil wir mit dem zum Schlagwort mutierten Begriff der IDENTITÄT operieren, ohne dessen komplexen Gehalt hinreichend zu reflektieren und zu würdigen!

Identität ist nun einmal eben ein offenkundig nicht erreichbares «Ideal», dem man sich zwar annähern, das man aber nicht erreichen kann. Woraus folgt, dass all denjenigen, die nicht reflektieren, dass es sich um ein ebensolches unerreichbares Ideal handelt, Futter gegeben wird, die Nichtidentität anderer mit uns populistisch festzustellen.

Der Frage nach Identität eignet diesen Schlussfolgerungen und Gedanken folgend mithin weniger Vereinigungs- oder Einigungs- oder Gemeinschaftsbildungs- denn Ausgrenzungspotential! Und genauso wird der auf die Füße seiner profunden Bedeutung gestellte Begriff der Identität ja leider auch zurzeit immer noch hinterwäldlerisch nationalistisch, also profundi irreführend verwendet.

Aber, wir möchten ja Positives. Darum ist, um in der Kunst zu bleiben, zu fragen: Warum FIRMIEREN beispielsweise der Ire, die Deutsch-Österreicher und der Sohn russischer Eltern – Bacon, Freud, Auerbach und Kossoff – als Vertreter der sogenannten «London School of Painting»? Und das in einem Klima, in dem in England geborene und sozialisierte Künstler wie Hockney, Hodgkin, Bridget Riley und auch Hamilton sich an der amerikanischen Ästhetik orientierten.

Und sie sind ja keine Einzelbeispiele. Der «New York School», dem Synonym für ein Zusammen von sich als abstrakte Expressionisten verstehenden Poeten, Malern, Tänzern und Musikern, gesellten sich – und zwar apodiktisch – auch Barnett Newman bei (*1905 in NY als Sohn russisch-jüdischer Eltern), Mark Rothko (*1903 im lettischen Daugavpils, dem russischen Dwinsk oder deutschen Düna-burg, als Sohn einer jüdischen Apothekerfamilie geboren), Arshile Gorky (in Armenien, heute Türkei geboren) und der Niederländer Willem de Kooning (*1904 Rotterdam). Und, sie grenzten einen genuinen US-Amerikaner, Eduard Hopper, aus – aus ästhetischen Gründen, ja, aber auch, weil er in Paris studiert hatte, was die zugewanderten «New Yorker» für nicht dem Amerikanischen entsprechend erachteten.

Und: Die Malerei der Bundesrepublik wird bis heute dominiert von in der DDR oder sogar in Böhmen Geborenen: Baselitz, Richter, Graubner, Lüpertz, Girke... Und, wie ist das mit Hans Arp als im seinerzeit deutschen Elsass Geborenem, in der Schweiz und Frankreich gelebt Habendem? Wie verhält es sich mit Kandinsky, Werefkin und Moholy-Nagy, Jawlensky? War Malewitsch, Sowjetbürger oder Ukrainer? Hans

Hartung, der wie Klinger, Wagner und Beckmann in Leipzig geboren wurde, hat nicht an der Ausstellung zur Deutschen Kunst nach 1945 im Jahre 1995 in der Nationalgalerie zu Berlin teilnehmen wollen. War er folglich kein Deutscher? Wie ist es mit Paul Klee?

Festzuhalten ist für die Kunst Folgendes – und dies hoffentlich auch wieder gesellschaftlich-avantgarde positiv weit über die Kunst hinaus: In der Kunst haben die Künstler schon sehr früh andere «Identitäten» gesucht denn die nationalen, also durch Geburt mitgegebenen, vererbten, verordneten, verfassten. Und diese haben sie in Schulen, Gruppen, Ideen, aber auch an Orten und in Städten gefunden.

Übrigens: Albrecht Dürer brachte schon früh einen genuinen Wirtschaftsflüchtlingsgrund ins Gespräch: Jenseits der Alpen, in Venedig, bin ich ein gentiluomo, hier in Nürnberg nur ein Handwerker.

Und im 20. Jahrhundert nahm diese Tendenz noch einmal Fahrt auf. Die führenden Expressionisten waren zwar regional verWURZELT und suchten national-ästhetische Kunst-Identität. Gleichwohl aber waren sie durch Herwarth Walden auch schon gleich wieder distributiv übernationalisiert. Und das BAUHAUS? Dies gerierte sich postkriegstraumatisiert per se gleich international.

Man suchte – das zeigen Sturm und Bauhaus im Progress – offensichtlich ein bisweilen sogar noch regional-ästhetisch identitätsstiftendes Moment, dies aber immer über jeweilig nationalstaatliche Identitäten hinaus.

Sie sehen, der Mensch sucht offensichtlich Identität, aber er ordnet sich ihr nicht gerne unter, sondern schafft sich eine oder lebt in einer, und ist sich bisweilen dieser noch nicht einmal bewusst. Fremde müssen dann kommen, und ihm den Spiegel vorhalten, damit er sieht, wie er aussieht, ja, was er ist! So tat es beispielsweise auch Nikolaus Pevsner, der vor dem Nationalsozialismus nach England geflohene Kunsthistoriker mit seinem kunstgeografischen Buch über «Das Englische in der englischen Kunst». «Keine andere Nation Europas», so formuliert er, «besitzt gegenüber ihren eigenen künstlerischen Fähigkeiten einen so eingefleischten Minderwertigkeitskomplex wie England.»

Liebe Berner, was können all diese Worte für Ihr Projekt auf der Suche nach der offenbar noch nicht gefundenen oder doch zumindest noch nicht für Dritte manifestierten Berner Identität bedeuten? Nun, recht einfach: bevor man ein VORBILD sucht und es entwirft – ein LEITBILD, eine LEITKULTUR – nach dem man ein NACH-BILD «bilden» will, macht es Sinn, das BILD zu sehen, das sich zeigt. Denn «das» Bild von Bern «ist» Bern. Und dieses Bern ist mehr als ein VORBILD, das Bern gleichen soll!

Um also die Flagge als Bild zu erkennen und das Bild als Flagge, ist beim Formulieren eines LeitBILDES vielleicht der Blick von aussen hier gar nicht mal der falsche. Denn er verhindert SELBST-TÄUSCHUNG, also Vortäuschung von Identität.

Also, wie schrieb Ihr ehemaliger Gast der Stadt, das Individuelle gleichsam in Stein meißeind, wie schrieb der in Schloss Bremgarten residierende Hermann Hesse?: «Jeder Mensch ist nicht nur er selber, er ist auch der einmalige, ganz besondere Punkt, wo die Erscheinungen der Welt sich kreuzen, nur einmal so und nie wieder.»

*Raimund Stecker
Düsseldorf/BERLIN, im Dezember 2015*

Raimund Stecker ist kritischer Museumsmann, Projektentwickler und Kurator.